

„Die kontingenten Elemente im Blick behalten“

Ein Gespräch mit dem Kirchenhistoriker Claus Arnold über das Papstamt

Wie ist der Papst das geworden, was er heute ist? Wo lagen entscheidende Zäsuren in der langen Geschichte des Papstamtes und inwieweit ist es veränderbar? Darüber sprachen wir mit dem Frankfurter Kirchenhistoriker Claus Arnold. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Arnold, nicht zuletzt die große Aufmerksamkeit für den Pontifikatswechsel von Benedikt XVI. zum neuen Papst Franziskus hat belegt, wie sehr das Papstamt in der religiösen und kirchlichen Landschaft ein Unikat ist. Es gibt kein Kirchenamt mit einer vergleichbaren Machtfülle und einem ähnlichen weltweiten Ansehen. Wie haben die Päpste das geschafft?

Arnold: Das Papstamt, wie wir es heute erleben, hat natürlich eine lange Vorgeschichte. Aber eine sozusagen globale Rolle mit starker Innen- und Außenwirkung spielt es erst nach der

Französischen Revolution. Damals sind andere Machtfaktoren wie katholische Monarchen oder die Fürstbischöfe des Alten Reichs weggefallen, ebenso innerkirchliche Strömungen, die den römischen Vorrang bestritten haben, etwa der Gallikanismus in Frankreich. Das Papsttum ist durch die Französische Revolution und später den Verlust des Kirchenstaates in Italien seiner weltlichen Macht entledigt worden. Aber gleichzeitig wurde es freigesetzt als Identitätspunkt für die Katholiken weltweit, gerade auch für die einfachen Gläubigen, die in ganz neuer Weise in direkte Beziehung zum Papst getreten sind.

HK: *Der Umschwung für das Papstamt war doch massiv. Napoleon konnte Pius VII. jahrelang festsetzen; wenige Jahrzehnte später hatte sich das Amt in einer staunenswerten Weise regeneriert. Was ist da passiert?*

Arnold: Der Papst erfuhr zwar durch Napoleon eine tiefe Demütigung. Gleichzeitig wurde es ihm hoch angerechnet, dass er dem französischen Imperator widerstanden hatte. So wurde das Papstamt einerseits zu einer wesentlichen Stütze der Restauration; der Kirchenstaat wurde ja auch zunächst wiederhergestellt. Andererseits haben sich die Katholiken angesichts der antichristlichen Wende, die die Französische Revolution genommen hatte, ganz bewusst am Papstamt orientiert. Die so genannte ultramontane Bewegung ging im Übrigen nicht von Rom aus, sondern von Frankreich und damit sozusagen von der Peripherie. Sie propagierte den Felsen Petri in einer bisher nicht dagewesenen Intensität als Stütze in schwierigen Zeitumständen.

„Man wollte vermeintlichen Fehlentwicklungen wie dem Episkopalismus ein Ende setzen“

HK: *Inwieweit konnte das Papstamt bei seinem schnellen Aufstieg davon profitieren, dass der Episkopat als Gegengewicht entsprechend schwach war?*

Arnold: Die diözesane Ordnung wurde im Kontext der Französischen Revolution in Deutschland und Frankreich völlig auf den Kopf gestellt, Traditionslinien wurden abgeschnitten. Trotz eminenten Ausnahmen waren die Bischöfe des Ancien Régime oft keine großen Seelsorger. Sie waren in der Regel keine spirituellen Figuren, um die sich das gläubige Volk geschart hätte. Die Orden waren in diesem Zusammenhang weit wichtiger. Insofern steckte das Bischofsamt zu dieser Zeit in einer Krise, sodass die zentrale Instanz des Papsttums für die notwendige Neuordnung umso entscheidender wurde.

HK: *Aber das Papstamt war doch selber auch lange Zeit selbstverständlicher Bestandteil der feudalen Ordnung ...*

Arnold: Die Päpste waren tatsächlich immer auch italienische Fürsten, die politische Rücksichten nehmen mussten und gleichzeitig eine Rolle im Gefüge der europäischen Mächte gespielt haben, wenn auch seit dem Westfälischen Frieden mit abnehmender Bedeutung. Das Papstamt war Teil eines aristokratischen Systems, in dem sich die großen Familien die kirchlichen Pfründen gegenseitig zuschoben. Erst nachdem dieses alte System zerfallen war, konnte es zu einer Konzentration auf die geistliche Dimension des Papstamtes und auch zu einer Wiederanknüpfung an frühere primatiale Ansprüche kommen, wie sie nicht zuletzt im Hochmittelalter erhoben worden waren.

HK: *Das Papstamt in seiner heutigen Gestalt ist nicht denkbar ohne die Zäsur des Ersten Vatikanischen Konzils mit seiner Definition des Jurisdiktions- und des Lehrprimats. War diese Aufgipfelung der päpstlichen Autorität eine sozusagen unvermeidliche Konsequenz der ultramontanen Strömungen der Jahrzehnte vor dem Konzil?*

Arnold: Die Zentralisierungstendenzen, die in der Umsetzung des päpstlichen Jurisdiktionsprimats in der Kirche Platz gegriffen und dann im CIC von 1917 ihren Niederschlag gefunden haben, hatten natürlich eine lange theologische Vorgeschichte. Gleichzeitig kam mit Pius IX. auch eine persönliche Komponente ins Spiel: Der Papst selber wollte das dann vom Konzil definierte Dogma. Allerdings waren auch Bischöfe wie Henry Edward Manning und Ignatius von Senestrey, die für das Unfehlbarkeitsdogma gekämpft haben, der Meinung, dass gerade im Umfeld der Moderne nur ein zur Zentralisierung legitimes Papstamt die Gewähr für die Identitätswahrung der katholischen Kirche bieten könnte. Man wollte vermeintlichen Fehlentwicklungen wie dem Episkopalismus des 18. Jahrhunderts ein für alle Mal ein Ende setzen, hat aber damit diese Traditionen, die ja eine Vorgeschichte im späten Mittelalter haben, völlig ausgelöscht. Deshalb war es später auch so schwierig, das kollegiale Element in der Leitung der Kirche wieder zu beleben.

HK: *War damit das Erste Vatikanische Konzil nicht letztlich im Blick auf die Stellung des Papstes eine verhängnisvolle Sackgasse?*

Arnold: Es war zunächst einmal die äußerste Zuspitzung eines Denkens, das damals eine gewisse innere Logik hatte. In

der Umsetzung hat sich das Erste Vatikanum dann allerdings durchaus als so etwas wie eine Sackgasse erwiesen. 1870 war der Jurisdiktionsprimat im Grunde genommen noch Theorie; er war nicht zuletzt in Deutschland durch die Reste des Staatskirchentums nur begrenzt durchsetzbar. Pius IX. hat sich denn auch genötigt gesehen, die Erklärung der deutschen Bischöfe zu bestätigen, dass durch den Jurisdiktionsprimat ihre eigenständigen Rechte nicht

einfach beseitigt seien, sondern vielmehr gestärkt würden. Dennoch hat sich in der Folge des Ersten Vatikanischen Konzils beispielsweise die freie Ernennung der Bischöfe durch den Papst bis auf Reste ortskirchlicher Mitwirkung durchgesetzt.

Claus Arnold (geb. 1965) ist seit 2004 Professor für Kirchengeschichte am Fachbereich Katholische Theologie der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählt die Kirchen- und Theologiegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, vor allem der Ultramontanismus und Modernismus. Er veröffentlichte unter anderem: *Kleine Geschichte des Modernismus*, Freiburg 2007.

HK: Bei aller amtlichen Machtfülle leitet der Papst die Kirche ja nie im Alleingang, sondern bedient sich dazu der verschiedenen Behörden der römischen Kurie. Hat sich im Verhältnis von Papst und Kurie durch die Stärkung des Papstamtes seit dem 19. Jahrhundert viel verändert?

Arnold: Einerseits hat die Kurie als Organ des Papstes von der Zuspitzung seiner Vollmacht profitiert, sie hat an Einfluss und Macht gewonnen. Andererseits war schon seit der Gegenreformation das Kardinalskollegium als Gremium, das den Papst umgeben hat, deutlich geschwächt. Die Kardinäle hatten zwar auch danach insofern Einfluss, als sie römischen Dikasterien vorstehen oder angehören. Dadurch, dass der Papst so stark herausragt, hat sich allerdings zumindest in einigen Pontifikaten das Phänomen herausgebildet, dass es in der Kirche den „ordentlichen“ Weg gibt, der durch die Kurie beziehungsweise die jeweils zuständigen Dikasterien führt, aber immer auch noch den direkten Weg über den Papst. Pius X. beispielsweise hat immer ein aktives Privatsekretariat unterhalten, aus dessen Akten hervorgeht, dass manche Dinge an der Kurie vorbei geregelt wurden. Ähnlich war es bei Pius XII. mit seinen vor allem aus Deutschland stammenden Mitarbeitern. Es gab aber auch den umgekehrten Fall, dass ein Papst nur sehr beschränkte Einflussmöglichkeiten auf die Kurie hatte. Das galt etwa für Johannes XXIII., unter dem sich die Kurie nach Pius XII. wieder stark bemerkbar gemacht hat, nicht zuletzt das Heilige Offizium unter Kardinal Alfredo Ottaviani.

„Das Zweite Vatikanum war schon als Konzil selber ein kollegiales Ereignis“

HK: Das Zweite Vatikanische Konzil hat durch seine Ekklesiologie das Bischofsamt und das Kollegium der Bischöfe aufgewertet und dadurch ein gewisses Gegengewicht zur päpstlichen Machtfülle zu schaffen versucht. Gleichzeitig hat es aber den Lehr- und Jurisdiktionsprimat des Ersten Vatikanums voll und ganz bekräftigt. Kam es durch das jüngste Konzil also wirklich zu einer Art Deabsolutisierung des Papstamtes?

Arnold: Das Zweite Vatikanum war schon als Konzil selbst ein kollegiales Ereignis. Man hat gesehen, dass in der Kirche nicht einfach die primatiale Spitze alles regeln kann, wodurch Konzilien letztlich überflüssig gewesen wären. Johannes XXIII. hat durch die Einberufung des Konzils der Welt gezeigt, dass die kollegiale Beratung doch Sinn hat und letztlich von sich aus einen Mehrwert für die Kirche erzeugt. In den Texten des Konzils hat dann die Kollegialität auch tatsächlich ihren Platz gefunden und damit dogmatisch-verbindlichen Rang erhalten. Aber nicht zuletzt durch Eingriffe von Paul VI. kam es insofern zu einer Abschwächung des kollegialen Gedankens, als das Konzil von zwei obersten Autoritäten in der Kirche spricht, einmal dem Papst zusammen mit den Bischöfen, zum

anderen dem Papst allein. Das hat sich im CIC von 1983 bestätigt. Es gelang in der Umsetzung des Zweiten Vatikanums nicht, wirklich effektive Formen der kollegialen Kirchenleitung auf globaler Ebene zu schaffen. Es gibt nach wie vor keine wirksame Vertretung des Weltepiskopats, die den Papst bei der Leitung der Kirche unterstützen oder beraten könnte. Die römische Bischofssynode in der jetzigen Gestalt kann das nicht leisten.

„Ein Papst ist im Amt nicht von seiner Persönlichkeit zu trennen“

HK: Beim spektakulären Rücktritt von Benedikt XVI. wurde anerkennend hervorgehoben, der Papst habe damit in vorbildlicher Weise Person und Amt getrennt. Passte dieser Schritt aber in die Entwicklung des Papstamtes in den letzten Jahrzehnten?

Arnold: Der Rücktritt von Benedikt XVI. liegt eigentlich in der Logik der Reform des Kardinalskollegiums, die Paul VI. vorgenommen hat. Im Grunde genommen haben viele erwartet, dass Paul VI. mit 80 Jahren zurücktreten würde, wozu er dann aber doch nicht den Mut hatte. Wenn die Kardinäle mit 80 Jahren zu alt sind, um an der Papstwahl mitzuwirken, warum kann dann ein Papst im fortgeschrittenen Alter nicht auf sein Amt verzichten, das ja gerade unter den heutigen Bedingungen ungeheure Anforderungen an ihn stellt?

HK: Und wie steht es prinzipiell mit der Trennbarkeit von Amt und Person bei den Päpsten? Wirkt sich die Persönlichkeit des jeweiligen Papstes nicht fast in unvermeidlicher Weise auf seine Amtsführung aus, sei es im positiven oder auch im problematischen Sinn? Was zeigt an diesem Punkt der Blick zurück in die Geschichte?

Arnold: Jeder Papst tritt sein Amt in einem konkreten Kontext an, wird in eine bestimmte Situation hinein gewählt und sieht sich damit auch mit entsprechenden Erwartungen konfrontiert. Es kommt aber durchaus vor, dass ein Papst dann überraschend anders agiert, als man es eigentlich von ihm erwarten konnte. Seit Pius IX. war in bestimmter Weise jedes Pontifikat individuell geprägt. Bei Pius IX. selber liegt das auf der Hand; sein Nachfolger Leo XIII. hat bewusst eine andere Agenda gesetzt, etwa durch seine Bemühungen um diplomatische Verständigung mit den europäischen Mächten. Pius X. wurde nach dem Diplomaten Leo XIII. als frommer, pastoraler Mann gewählt und ist dann überraschend zum heftigen Antimodernisten und konservativen „Reformer“ geworden. Pius XI. wiederum war ein ausgesprochener „Macherpapst“ nach dem konzilienten, als Versöhner gescheiterten Benedikt XV. Ein Papst ist im Amt letztlich nicht von seiner Persönlichkeit zu trennen; es kommen jeweils persönliche Vorlieben zum Tragen.

HK: *Woran lässt sich diese Einschätzung etwa festmachen?*

Arnold: Man braucht nur an die Selig- und Heiligsprechungen zu denken, die die verschiedenen Päpste vorgenommen haben. Das lässt sich übrigens schon bei Pontifikaten des 18. Jahrhunderts zeigen. In jüngerer Zeit ist hier Johannes Paul II. zu nennen. Es gab schon zu seinen Lebzeiten die Kritik, dass bei bestimmten Selig- oder Heiligsprechungen subjektive Gesichtspunkte zu sehr entscheidend gewesen seien. So etwas kann durchaus eine Gefahr für das Amt des Papstes bedeuten, weil damit seine symbolischen Ressourcen über Gebühr ausgereizt werden. Der entsprechende Papst macht es dadurch einem späteren Nachfolger schwer, überzeugende eigene Akzente zu setzen. Es gehört deshalb auch zur Verantwortung eines Papstes, sich als Persönlichkeit gegenüber dem Amt zurückzunehmen.

HK: *Die Päpste kamen über Jahrhunderte hinweg nicht nur wie selbstverständlich aus Italien; lange stammten sie auch aus dem italienischen Adel. Hat diese Prägung durch ein bestimmtes Milieu einen bestimmten Typ von Papstpersönlichkeiten hervorgebracht?*

Arnold: Sie waren jedenfalls in ein System der „Pietas“ gegenüber der eigenen Familie eingebunden. Wenn zum Beispiel ein Papst aus einer bestimmten Familie einen Kardinal aus einer anderen Familie ernannte, hatte diese dann im Fall des Falles die Verpflichtung, umgekehrt ein Kardinalat „zurückzugeben“. Das hat sich natürlich durch den Wegfall des Kirchenstaates und die Bildung des italienischen Nationalstaates mit seinen neuen Bedingungen geändert. Pius X. stammte dann aus einfachen Verhältnissen; auch als Sohn eines Gutsverwalters und einer Schneiderin konnte er nun in die höchsten Ämter der Kirche aufsteigen. Dadurch verlor der familiäre Hintergrund gegenüber einer bestimmten innerkirchlichen Laufbahn an Bedeutung, die nicht unbedingt kurial sein musste. Damit war dann im Grunde genommen auch der Weg frei für einen Nichtitaliener als Papst.

„Sehr früh wurden die neuen Mittel der Massenkommunikation eingesetzt“

HK: *Dann läge die eigentliche Zäsur für das Papstamt gar nicht zwischen Italienern und Nichtitalienern, sondern zwischen dem früheren Typ des adligen „Familienpapstes“ und dem neueren Typ des „Seelsorgepapstes“, der dann auch auf eine neue Art politisch sein konnte ...*

Arnold: Es war allerdings früher schon so, dass im Fall ernsthafter Krisen Päpste von „außen“ geholt wurden. Denken Sie beispielsweise an Hadrian VI. aus Utrecht, der Anfang des 16. Jahrhunderts allerdings nur für kurze Zeit als Papst amtierte, oder an die großen Ordenspäpste der Gegenreformation/Ka-

tholischen Reform wie den Dominikaner Pius V. und den Franziskaner Sixtus V., die aus relativ armen Familien stammten. Und wenn sich im Mittelalter die römischen Adelsfamilien bei Papstwahlen zu sehr bekriegt haben, drohten die römisch-deutschen Kaiser ordnend einzugreifen.

HK: *Kann man eigentlich angesichts der doch sehr unterschiedlichen Papsttypen überhaupt von einer Kontinuität des Amtes sprechen, wie sie die offiziellen Listen der Päpste suggerieren?*

Arnold: Das hängt von der Betrachtungsweise ab. Sicher gibt es eine Kontinuität beim theologischen Überbau. Aber bei der Art und Weise, in der das Amt ausgeführt wurde und von dem her, was dabei jeweils im Vordergrund stand, waren die Akzente sehr unterschiedlich gesetzt.

HK: *Nach dem Ende des Kirchenstaates waren die Päpste zunächst in ihrem äußeren Aktionsradius auf den Vatikan eingeschränkt. Wie erreichten sie trotzdem die große Öffentlichkeit?*

Arnold: Die Päpste haben sich zwar selber als „Gefangene im Vatikan“ stilisiert. Aber schon Pius IX. war wie fast kein anderer Papst vor ihm in der Öffentlichkeit präsent, durch Bildchen und Traktate, vor allem auch durch das Pilgern nach Rom, das durch Eisenbahn und Dampfschiff enorm erleichtert wurde. Damit war ein Prozess angelegt, der sich im modernen Papsttum steigerte. Sehr früh schon wurden übrigens die neuen Mittel der Massenkommunikation eingesetzt: Pius XI. gründete Radio Vatikan und Pius XII. hielt schon Fernsehansprachen. Es gibt schöne Aufnahmen, die zeigen, wie der Papst die Gestik dafür einstudiert hat. Man verbindet häufig die Medialisierung des Papsttums stark mit Johannes Paul II. Aber im Grunde genommen zieht sich diese Entwicklung durch die letzten hundertfünfzig Jahre.

HK: *Droht nicht angesichts der zunehmenden Medialisierung des Papsttums eine weitere Sackgasse für dieses Amt? Wird nicht dadurch die theologisch-spirituelle Überhöhung des Papsttums, die letztlich auf Kosten der wenig glanzvollen kirchlichen Wirklichkeit geht, noch gefördert?*

Arnold: Es besteht hier zweifellos eine Ambivalenz. Auf der einen Seite ist es in der globalen Welt mit ihren Medien für die katholische Kirche ein Vorteil, dass sie dieses hervorgehobene, einzigartige Amt zu bieten hat. Es ermöglicht eine Mobilisierung der Massen, wie sie keine andere Kirche oder Konfession zu Stande bringt. Andererseits besteht die Gefahr, dass die normalen Strukturen und Vollzüge von Kirche zu sehr in den Hintergrund treten. Manche Leute vergessen in der Dauerfixierung auf römischen Glanz, was alltägliches Christsein fordert. Und dazu kommt: Wenn die Spitze der Kirche in die Krise gerät, wird das sofort zu einer Krise der Kirche insgesamt. Sexuellen Missbrauch durch Amtsträger hat es auch in anderen christlichen Kirchen geben. Aber da-

durch, dass die katholische Kirche diese zentralisierte Gestalt hat, kumulieren sich die Vorfälle zu einer riesigen Lawine und bringen die ganze Institution ins Zwielflicht. Bei einer weniger zentralisierten Institution besteht diese Gefahr in weit geringerem Maß.

HK: Während der jüngsten Sedisvakanz war oft zu lesen, die Kirche sei jetzt führungslos. Das zeigt doch, wie sehr man sich in Kirche und allgemeiner Öffentlichkeit an eine extrem herausgehobene Spitze gewöhnt hat. Ist das nicht eine erhebliche Schiefelage?

Arnold: Der Papst ist längst zu einer Vaterfigur geworden, zu der man eine emotionale Bindung aufbaut. Das ist durchaus positiv zu sehen, insofern auf diese Weise das Zusammengehörigkeitsgefühl der Gläubigen gestärkt wird. Aber diese Entwicklung legt dem jeweiligen Papst auch eine ungeheure Verantwortung auf. Er kann ja nicht einfach alle diese emotionalen Erwartungen bestätigen oder seine Amtsführung davon bestimmen lassen. Sonst kann es tatsächlich zu einer Schiefelage im Verständnis von Kirche kommen.

„Wir sollten in der Spur des Ersten Jahrtausends weitergehen“

HK: Jeder Pontifikatswechsel bedeutet eine mehr oder weniger markante Zäsur für das Papstamt. Er bietet auch eine Chance, die Gewichte innerhalb der Kirche neu zu justieren. Welche Aufgaben stünden im Rückblick auf die letzten Jahrhunderte jetzt in besonderer Weise an? Wie sollte das Papstamt in Zukunft beschaffen sein?

Arnold: Eine Fortschreibung der zentralisierten Stellung des Papsttums könnte in mancher Hinsicht als Vorteil erscheinen. Der vergleichende Blick nicht zuletzt auf die Anglikanische Gemeinschaft zeigt ja, wie mühsam es bei einer anderen kirchlichen Organisationsstruktur sein kann, kulturelle Unterschiede zwischen der nördlichen und der südlichen Hemisphäre ohne Brüche zusammenzuhalten. In solchen Konfliktsituationen kann es hilfreich sein, über eine Spitze zu verfügen, die im Interesse der kirchlichen Einheit Entscheidungen treffen kann. Da stößt ein bloßer Ehrenprimat, wie ihn ja andere Kirchen durchaus kennen, schnell an seine Grenzen.

HK: Aber das ist doch nur die eine Seite der Medaille. Ist eine weniger ausgeprägte Spitze für die Kirche nicht doch die ehrlichere Lösung, auch im Fall von ernsthaften Konflikten?

Arnold: Auch ein übertriebener Zentralismus führt zu Zerfallserscheinungen. Deshalb bräuchte es das Bemühen um einen stärkeren Ausgleich zwischen den primatialen und kollegialen Elementen. Die Ortskirchen dürfen nicht den Eindruck gewinnen, ihre Anliegen würden nicht ernst genommen. Das

gilt nicht nur im Blick auf liturgische Ordnungen. Wir müssten im Grunde genommen in vielen Dingen eigentlich nur zu dem Stand zurückkehren, der in früheren Zeiten einmal selbstverständlich gewesen, aber in den letzten Jahrzehnten in Vergessenheit geraten ist.

HK: Allerdings kann man die dogmatischen Festlegungen des Ersten Vatikanischen Konzils nicht ungeschehen machen. Künftige Päpste dürften zwar wenig Anlass zu unfehlbaren Lehrdefinitionen haben. Aber der Jurisdiktionsprimat erlaubt es jedem Papst, seine Prärogativen im Fall des Falles voll und ganz durchzusetzen ...

Arnold: Es kommt immer auf den hermeneutischen Umgang mit Dogmen an, gerade auch im Fall des Jurisdiktionsprimats. Benedikt XVI. hat beispielsweise als Theologe einmal zu Protokoll gegeben, Rom dürfe den anderen Kirchen nicht mehr an Primat abverlangen, als im ersten Jahrtausend praktiziert wurde. Dass später der Maximalanspruch formuliert worden ist, bedeutet ja nicht, dass sich der Papst als „Diener der Diener Gottes“ nicht selber zurücknehmen könnte. Der päpstliche Primat soll ja letztlich die anderen Autoritäten in der Kirche stärken, und wenn er in dieser Weise ausgeübt wird, wird er von selber in einer guten Weise relativiert.

HK: Aber inwiefern kann man sich heute überhaupt an früheren Modellen, sei es der Primatsausübung, sei es des Zueinanders von Primat und anderen Instanzen in der Kirche orientieren? Wäre das nicht bloße ekklesiologische Nostalgie, die für die Gestaltung der kirchlichen Zukunft wenig austrägt?

Arnold: Schon wegen der grundlegend veränderten Rahmenbedingungen lassen sich Konzepte der Vergangenheit nicht ahistorisch ins 21. Jahrhundert übertragen, ganz abgesehen davon, dass frühere Formen wie etwa das Miteinander der fünf Patriarchate in der Spätantike auch nur sehr eingeschränkt funktioniert haben. Aber wir sollten insofern in der Spur des Ersten Jahrtausends weitergehen, als wir dahin kommen sollten, dass die primatiale Leitung der Kirche nur in außerordentlichen Fällen wirksam werden und eingreifen muss.

„Die Kirchengeschichte kann den Möglichkeitssinn für Veränderungen schärfen“

HK: Wo liegen dann letztlich die Möglichkeiten und Aufgaben der historischen Theologie im Blick auf das Papstamt?

Arnold: Der Petrusdienst lässt sich vom Neuen Testament durchaus herleiten. Aber man muss gleichzeitig die kontingenten Elemente in der Entwicklung des Papstamtes deutlich im Blick behalten. Die Kirchengeschichte kann zeigen, wie die Dinge geworden sind, und dadurch den Möglichkeitssinn für Veränderungen schärfen.